Diakonat im Geiste des heiligen Stephanus.

Von **Kardinal-Erzbischof Michael v. Faulhaber (München).**

Wir veröffentlichen im folgenden die Hauptgedanken eines vom Münchener Kirchenfürsten auf Bitte gütig zur Verfügung gestellten Manuskriptes. Die Ausführungen sind gerade in unserer Zeit von hoher Bedeutung. Die Schriftleitung.

Weihnachten ist das Fest der kindlichen Freude. Das Frohlocken in Gott, dem Heiland darf aber nicht ins Kindische, ins Süßliche ausarten. Durch Kirchenlieder vom süßen Jesulein und holden Kindelein und andere rührselige Reimereien frommer Seelen darf der blutig-ernste Hintergrund von Weihnachten nicht verdunkelt werden. Gegen solche Verweichlichung des Weihnachtsgedankens steht der heilige Stephanus, der erste Diakon und Blutzeuge des Christkönigs, an der Krippe Wache. Die Geschichte des Christentums hat nicht bloß das Lied von der stillen, heiligen Nacht, sie hat auch das Lied vom lauten, kampfdurchtobten Tag gesungen.

Der heilige Stephanus hat einen dreifachen Diakonat, ein dreifaches Dienen geübt: Er hat den Armen gedient mit Werken der Liebe, er hat seinem Volke gedient mit apostolischem Wort, er hat dem Reiche Gottes einen Dienst erwiesen mit seinem Sterbegebet. Kurz nach dem ersten Pfingstfest, als die Feuerzungen des Pfingstgeistes noch in frischer Glut glühten, ist der erste Martyrer blutrot wie eine Pfingstrose aufgeblüht. Dreitausend waren auf die Predigt des Apostels Petrus getauft worden (2, 41) und immer größer wurde die Zahl der Jünger (6, 1), die im weißen Taufkleid durch die Straßen von Jerusalem gingen. In jenen Tagen war ein Frühling der Eucharistie angebrochen: Täglich wurden die heiligen Geheimnisse gefeiert und alle Jünger beharrten in der Gemeinschaft des Brotbrechens (2, 42. 45). Auch ein Frühling der Caritas war gekommen: Die Christen waren *ein* Herz und *eine* Seele (4, 32), es gab keine Armen unter ihnen (4, 34) und vom Tisch des Herrn ging man zum Liebesmahl der Agape an den Tisch der Armen. Bald aber zogen dunkle Wolken am lichten Himmel der Urkirche herauf. Es erhob sich ein Streit in der christlichen Gemeinde. Wie man in der Armenpflege es heute noch zuweilen beobachten kann, gab es unter den Armen Neid und Eifersucht. Mancher hatte Angst, der andere könnte ein größeres Stück Brot erhalten. Besonders laut wurde der Streit zwischen den Zugewanderten und den Einheimischen. Die Witwen der sogenannten Heidenchristen, die aus der griechischen Umwelt nach Jerusalem gezogen waren, beklagten sich, daß sie gegenüber den einheimischen Judenchristen zurückgesetzt würden. Man brachte den Streitfall vor das geistliche Gericht der Apostel. Die Apostel waren mit der eigentlichen Seelsorge vollauf beschäftigt und konnten unmöglich die täglich wachsende Caritas persönlich ausüben. „Da riefen die zwölf Apostel die Jünger zusammen, so viele ihrer waren, und sprachen: Es geht nicht an, daß wir das Wort Gottes zu kurz kommen lassen und den Armentisch besorgen. Wählet darum, Brüder, aus eurer Mitte sieben Männer aus von gutem Leumund, voll vom Heiligen Geiste und von Weisheit, auf daß wir ihnen dieses Amt der Armenpflege übertragen“ (6, 2 f). Die Diakone sollten also *die amtlichen Organe der kirchlichen Caritas* sein. Die Apostel, die Bischöfe jener Zeit, wollten die Caritas nicht ganz aus der Hand geben, sie wollten die Armenpflege nur besser organisieren, in hauptamtlich tätige Hände legen und so die Seelsorge entlasten. In der Oberleitung blieb die Armenpflege mit der Seelsorge verbunden. Gewählt wurden die Diakone von der Gemeinde, geweiht wurden sie von den Aposteln. In der Wahl durch die Gemeinde offenbart sich ein demokratischer Zug, in der Weihe durch die Apostel ein hierarchischer Zug der ältesten Kirchenverfassung.

Der heilige Stephanus, in der Siebenzahl der Diakone an erster Stelle genannt, war offenbar der *Obmann der christlichen Armenpflege*, der erste Caritasdirektor. Darum stelle ich sein Bild über den Eingang in das neue Jahr. Die Stunde ruft nach Diakonen der Caritas, nach Männern und Frauen „von gutem Leumund, voll vom Heiligen Geiste“. Für uns Seelsorger muß *die Seelsorge* die Hauptsache bleiben. Der Gottesdienst darf über dem Menschendienst nicht zu kurz kommen. Wir Seelsorger wollen aber in der Armenpflege mithelfen, soviel wir können. In der Tat haben die Priester und Klöster einen guten Anteil an dem Kreuzzug der Liebe, der gegen die Not der Zeit eröffnet wurde. Wir Priester teilen mit den Armen die Gehälter, von denen soviel Unwahres geredet wird, deren Wegnahme ein Raub an den Armen wäre. Wir arbeiten in der Armenpflege mit, soviel wir können.

In Jerusalem gab es zu St. Stephanus' Zeiten eine Reihe von religiös-politischen Verbänden, Burschenschaften oder Landsmannschaften, sogenannte Synagogen, wir würden heute sagen Parteien: Die Synagoge der Libertiner, die aus der Gefangenschaft heimgekehrt waren, die Synagoge von Kyrene und Alexandria, von Kilikien und Asien. Diese merkten das Anwachsen der Christengemeinde und „erhoben sich und disputierten mit Stephanus“ (6, 9). Es waren die ersten öffentlichen Aussprachen in Rede und Gegenrede zwischen dem Christentum und dem Judentum. Stephanus stand allein einem Haufen von Gegenrednern gegenüber. Sonst waren diese Parteien unter sich beständig im Streit, jetzt aber, da es gegen das Christentum ging, fanden sie sich rasch in einheitlicher Front zusammen. „Sie konnten aber der Weisheit und dem Geiste nicht widerstehen, der aus ihm redete“ (6, 10). Mit *geistigen Waffen* war diese Feuerzunge des Heiligen Geistes nicht aus dem Felde zu schlagen. Da machten sie es, wie es die Feinde der Kirche allezeit machten, sie griffen zu den vergifteten Pfeilen der Lüge, zu den Waffen der rohen Gewalt, zur Philosophie der Faust. „Sie bestellten falsche Zeugen, hetzten das Volk auf, fielen über ihn her und führten ihn vor den Hohen Rat“ (6, 11).

Die Ratsherren machten gar keinen Versuch, in ruhiger, sachlicher Aussprache den christlichen Diakon zu widerlegen und Bibelwort gegen Bibelwort zu setzen. „Als sie das hörten, wurden sie wütend und knirschten mit den Zähnen wider ihn“ (7, 54). „Dann erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu und stürmten alle miteinander auf ihn los“ (7, 57). Die Gerichtskomödie endet mit dem Urteil: Er muß sterben.

Ob der Diakon der christlichen Urzeit *auch unserer Zeit und unserem Volke* einen Dienst erweisen könnte? Ob unser Volk in der Vergangenheit seine geschichtliche Sendung nach dem Plane Gottes erfüllt und die Stunden der Heimsuchung immer erkannt hat? Ob unser Volk in der Gegenwart auch vor einer großen Entscheidung, vor einer Zeitenwende steht? Ob unser Volk in der Zukunft der Kirche Christi ins Gesicht hinein den Abschied geben wird nach dem Vorbild der Synagoge von Jerusalem? Die Parteien der Libertiner und Alexandriner, wie immer sie heißen mögen, die Sekten aus Amerika, der Hohe Rat von Moskau, sonst soweit auseinander wie Alexandrien und Kilikien, haben sich zusammengefunden wider den Herrn und seinen Gesalbten. Müßten nicht in dieser Stunde alle, die an Christus glauben, alle, die an Gott glauben, in heiligem Burgfrieden sich die Hände reichen, um unser Volk von dem Abgrund zurückzureißen?

Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze werden in einem geistig erwachten Volk immer wieder auftauchen. Ein Rechts und Links wird es im Kampfe der Geister immer geben, wie es im Kampfe der Elemente immer wieder Hochdruck und Tiefdruck gibt. Die Auseinandersetzung mit dem, der anderer Meinung ist, darf aber *nicht einen Ton anschlagen, der eines Kulturvolkes unwürdig ist.* Wie sollen die Ausländer an unseren guten Willen zum Völkerfrieden glauben, wenn wir im Inland einen beständigen Krieg führen? Noch dazu mit vergifteten Waffen, mit falschen Zeugen und lautem Geschrei, wie die Synagoge von Jerusalem? Wie können wir von anderen Völkern die Abrüstung und die zwischenvölkische Heilung der Weltwirtschaft fordern, wenn wir im eigenen Volk den Bruderkrieg schüren und den Haß gegen die eigenen Volksgenossen nicht abrüsten? Mir scheint fast: So viel sind im Weltkrieg die Feinde nicht gehaßt worden, wie heute im

politischen Kampf die eigenen Landsleute gehaßt werden. Soviel Gasgift ist im Weltkrieg nicht gegen die feindlichen Linien vorgetrieben worden, wie heute Lüge und Verleumdung gegen die eigenen Reihen ausgestoßen werden. Muß da nicht jeder, dem das Ansehen und die Zukunft seines Volkes heilige Werte sind, mit apostolischem Freimut verlangen, daß diese Störungen des inneren Friedens aufhören? Wir müssen den Bruderkrieg abrüsten. Wir dürfen nicht Steine aufeinander werfen. Wir dürfen nicht, wie die Synagoge von Jerusalem, mit roher Gewalt und lautem Geschrei zu Gericht sitzen. Auch der politische Gegner hat ein heiliges Recht auf seine Ehre und seinen guten Namen. Nach einem Gesetz der christlichen Sittenlehre muß man bei jedem Menschen solange guten Willen voraussetzen, bis der schlechte Wille ihm nachgewiesen ist. Nach diesem Gesetz muß der Ton der öffentlichen Aussprache des christlichen Namens würdig bleiben.

Das apostolische Wort des heiligen Stephanus wurde von der blinden Wut der Ratsherren niedergeschrieen. Ihre Herzen waren hart wie die Steine im Tale Josaphat. Nun besiegelt er sein Wort mit seinem Blut. „Sie stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn" (7, 58). So wird St. Stephanus der Erzmartyrer des christlichen Namens, der erste, der mit seinem Blute für den christlichen Glauben Zeugnis gab, der Flügelmann jener langen Reihe von Martyrern, die aus der Trübsal gekommen sind und ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen haben. Groß in der Liebe zu den Armen, größer in der Liebe zu seinem Volk, am größten in der Liebe zum Reiche Christi im Diakonat seines blutigen Sterbens!

Wie im Gerichtssaal, war der heilige Stephanus auch auf dem Richtplatz von einem wilden Volkshaufen umbrandet und umheult. Hier wie dort steht er ruhig zwischen den geballten Fäusten, ein Lamm unter Wölfen. Sein Auge ist zum Himmel gerichtet und in einer Vision sieht er die Herrlichkeit Gottes und den Menschensohn zur Rechten des Vaters stehen. Er stirbt mit einem Gebet für die Henker auf den Lippen. „Herr, rechne es ihnen nicht als Sünde an!" (7, 59 f.)

Die Apostelgeschichte fügt ihrem Bericht hinzu: „Die Zeugen legten ihre Kleider zu den Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß" (7, 58; vgl. 7, 60). Der jugendliche Saulus, der spätere Apostel Paulus, war also bei der Steinigung des heiligen Stephanus dabei. Das Sterbegebet des heiligen Stephanus hat dem jungen Saulus die Gnade der Bekehrung erfleht. Der Henkerzug war durch das Damaskustor, das heutige Stephanustor, gezogen, und wirklich schlug schon damals für Saulus eine Damaskusstunde. Alles Große, was der Weltapostel später für das Reich Christi wirkte, geht in der ersten Wurzel auf das Gebet des sterbenden Stephanus zurück. So hat der erste Martyrer dem Reiche Christi einen ganz großen Dienst erwiesen, indem er ihm den größten seiner Apostel von der Gnade Gottes erflehte.

Seht da den Diakonat des fürbittenden Gebetes! Aus Blut und Gebet werden neue Apostel geboren. Laßt uns beten, daß der Geist Gottes auch heute neue Laienapostel erwecke, die vor dem Geschrei des Hohen Rates und vor den Steinen der Masse nicht zurückweichen und, wenn es sein muß, mit ihrem Blute bekennen: Ich bin katholisch. Laßt uns beten, daß alle Priester Geist vom Geiste des heiligen Stephanus seien, wahre Opferpriester, die bereit sind, alles für das Heil der Seelen und das Reich Christi zu opfern, Beten und Arbeiten, Gehalt und Pfründe und, wenn es sein muß, Gesundheit und Leben. Laßt uns beten, daß unsere Jugend im Diakonat für das Reich Gottes mit leuchtendem Angesicht um den Siegeskranz des heiligen Stephanus ringe, und daß in Tagen der Verfolgung die Herrlichkeit Gottes aus dem offenen Himmel ihnen aufgehe, wie den jugendlichen Martyrern in Mexiko. Der augenblickliche Sieg war auf seiten des Hohen Rates, der entgültige Sieg war auf seiten des heiligen Stephanus. Steine fliegen. Dogmen siegen.

Erziehung zur Friedensgesinnung — nach dem Weltkrieg?[1]

Von **Univ.-Prof. Dr. Hans Eibl (Wien).**

Es wäre der Kampf für den Frieden leichter, wenn nicht die Mehrzahl der Menschen guten und redlichen Willens in nahezu völliger Unkenntnis darüber wäre, daß am 5. November 1918 nach langen Verhandlungen ein wirklicher Präliminarfriedensvertrag geschlossen wurde und zwar auf Grund der Wilsonschen Prinzipien, wobei ausdrücklich ausgemacht war, daß nur mehr die praktischen Details der Durchführungen (practical details of applications) der Prinzipien, nicht mehr diese selbst den Gegenstand der weiteren Verhandlungen bilden dürften.

Die meisten haben wohl eine vage Idee von den Wilsonschen Grundsätzen und das unbestimmte Gefühl, daß es damals nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, aber daß es sich um einen richtigen Vertrag handelt, der dann bei den endgültigen Friedensschlüssen mit den Mittelmächten gebrochen worden ist, das wissen sie nicht. Weil es zu den stärksten Argumenten gegen die heutigen Friedensverträge gehört, daß sie durch Vertragsbruch entstanden sind, darum ist mit Nachdruck dieser Umstand hervorzuheben.

Es gibt heute wohl keinen ernst zu nehmenden Staatsmann, Völkerrechtslehrer oder Geschichtsforscher mehr, der die Theorie der alleinigen Verantwortung der Mittelmächte glaubte, wenn auch manche noch so tun, als ob sie sie glaubten. Aber im breiten Publikum gibt es noch solche, die wirklich daran glauben. Diese Meinung ist heute durch die Kriegsursachenforschung widerlegt. Es gibt ernsthafte Forscher, nicht nur unter den Deutschen, sondern auch unter den ehemaligen Gegnern der Mittelmächte, welche sogar glauben, daß die Verantwortung der peripheren Mächte größer sei als die der Mittelmächte. Die pazifistische Propaganda soll sich auf die quantitative Abschätzung der Verantwortung nicht einlassen (obwohl sie nach meiner Überzeugung den Deutschen günstig wäre), sondern sie soll mit aller Kraft bei dem Gedanken beharren, daß die Theorie der alleinigen Verantwortung der Mittelmächte ein durch die Forschung widerlegter Irrtum sei. Dieser Punkt ist grundlegend, denn nach ihrer eigenen Konstruktion beruhen die Friedensverträge auf dieser Voraussetzung und nach den authentischen Erklärungen führender Staatsmänner stehen und fallen sie mit dieser Voraussetzung. Wegen der großen Wichtigkeit dieses Umstandes hat die pazifistische Propaganda immer wieder auf die authentischen Äußerungen führender Staatsmänner der Entente hingewiesen.[2]

Die Friedensverträge haben sich durch ihre Wirkung als verfehlt erwiesen. Europa starrt in Waffen und die wirtschaftliche Zerrüttung — eine Folge wohl auch des Krieges, aber auch seiner Liquidierung durch die Verträge, die nach der Absicht ihrer Schöpfer eigentlich eine Fortsetzung des Krieges waren und sind — greift von den Besiegten auf die Sieger über und hat nicht nur in den deutschen Staaten, sondern auch in den von den Siegern bevorzugten Balkanstaaten eine phantastische Not hervorgerufen. Dazu kommt die Zerrüttung des moralischen Bewußtseins durch das böse Beispiel, welches die Großen unter den Siegermächten im Jahre 1919 gaben. Die Achtung vor Recht, Gesetz und Vertrag ist gesunken. Die den neuen Staaten ausgelieferten Minderheiten leben vielfach nicht nur in ungerechten, sondern in ganz menschenunwürdigen Verhältnissen. Es ist Pflicht der Pazifisten, auch das zu wissen und davon zu reden. Denn neben der wirtschaftlichen Not und den Interessengegensätzen auf ökonomischem Gebiete sind die Verbitterungen, die durch nationale Unterdrückung entstehen, außerordentlich starke Gründe zu Kriegen. Im letzten Grunde aber ist die Unsicherheit, die heute in Europa herrscht, eine moralische; und die wirtschaftliche Not und die anderen Gefahren sind nur Ausdruck dieses einen Grundübels. Es ist im letzten Grunde unsittlich, daß Deutschland hohe Tribute auf Grund der Fiktion einer Alleinschuld zahle; es ist unsittlich, daß sich durch diese

[1] Siehe den ersten Teil in Nr. 14/15 der „Schöneren Zukunft".

[2] Vgl. hiezu „Schönere Zukunft" vom 5. April 1931, Eibl: Entente-Staatsmänner über die Hinfälligkeit der Pariser Verträge.